

Wie wurde ich zum Rassisten

ESSAY von Wolf-Dietrich Döcke



Wolf-Dietrich Döcke ist pensionierter Arzt und Wissenschaftler und lebt in Berlin

Entstanden im Online-Kurs von [schreibwerk berlin](#)

[Essay: Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen](#)

Ich, ein Rassist?	3
Erlebnisse in der DDR	3
Allgemein	3
Welche Formen der Diskriminierung habe ich in der DDR kennengelernt?	4
Welche diskriminierenden Gedanken hatte ich selbst in der DDR?	4
Wesentliche Einschränkungen	5
Erlebnisse um die Wende herum	6
Wie habe ich als DDR-Bürger vor und kurz nach der Wende selbst Diskriminierung erfahren?	6
Welche Arten der Diskriminierung waren für mich neu nach der Wende?	7
Meine Zeit in der BRD	8
Beobachtungen im familiären Bereich	8
Wie habe ich Diskriminierung in meinen beruflichen Kontakten nach der Wende erlebt?	10
Erlebnisse in den USA	10
Erlebnisse in Israel und mit israelischen Bürgern	10
Erlebnisse auf sonstigen Reisen	11
Diskriminierung von Völkern und Religionen im öffentlichen Bewusstsein	12
Sonstige Erlebnisse in Deutschland	13
Wie sehe ich mich selbst heute?	14
Beispiele für diskriminierende Denkweisen	14
Positivbeispiele	15
Wichtige Einschränkungen	15
Ich nehme und habe Anteil an Diskriminierung	16

Ich, ein Rassist?

Hätte man mich in der DDR gefragt, ob ich ein Rassist sei, hätte ich geantwortet: "Natürlich nicht. Alles, was ich denke, ist anti-rassistisch, und die DDR ist ein anti-rassistischer Staat. Ich hasse Rassismus." Fragt man mich jetzt dazu, über 30 Jahre nach der Wende, antworte ich: "Ich hasse Rassismus, aber ich habe selbst diskriminierende Denkweisen. Wie konnte es dazu kommen?"

Abweichend vom Titel möchte ich meine Überlegungen sehr weit fassen und einfach sagen, dass ich hier unter Rassismus oder besser Diskriminierung verstehe, wenn man Menschen und Gruppen aufgrund von Gruppeneigenschaften als weniger wertvoll ansieht als andere Menschen und als sich selbst.

Ich möchte in dem Text die Frage bearbeiten, wie es kommt, dass diskriminierende Denkweisen in meinem Kopf Fuß fassen konnten. Niemand wird damit geboren, ich wurde nicht so erzogen, und ich kämpfe dagegen an. Dennoch. Darüber hinaus werde ich auch von mir beobachtete Diskriminierung beschreiben, die ich mir nicht zu Eigen gemacht habe.

Ganz unabhängig davon, ob ich diskriminierende Denkweisen übernommen habe oder nicht, sehe ich aber auch die Akzeptanz der Entwürdigung von Menschen als eine Form der aktiven Diskriminierung an. Diskriminierung zu tolerieren und damit zu akzeptieren heißt, selbst dazu beitragen.

Wichtig ist, dass ich in einer persönlichen Betrachtung nur über direkte eigene Erfahrungen und Gedanken berichte: a) in der DDR (ich wurde 1957 geboren), b) zur Zeit der Wende und c) in meiner Zeit in der BRD bis heute, das heißt bis zum Jahr 2022.

Erlebnisse in der DDR

Allgemein

Meine Eltern waren christlich erzogen worden. Wir Kinder wuchsen mit der prinzipiellen Aussage auf, dass alle Menschen gleichermaßen wertvoll sind. Allerdings war für meinen Vater, er stammte aus einfachen Verhältnissen, der erreichte soziale Status als Wissenschaftler und später Professor an der Charité sehr wichtig.

Mein Vater fuhr öfter zu Kongressen ins Ausland, hatte ausländische Doktoranden, unter anderem aus dem Iran, und war an der Charité für die Betreuung von ausländischen Gastwissenschaftlern verantwortlich. Viele von ihnen besuchten uns zu Hause, und mit Familien aus Ägypten und Polen hatten wir anhaltende freundschaftliche Beziehungen, die wir Kinder genossen.

Auch aus der Schulzeit habe ich nur Positiverinnerungen an die wenigen Mitschüler mit ausländischer Herkunft. Sie waren interessant, und in eine polnische Mitschülerin habe ich mich verliebt. Andere Kulturen waren damals immer etwas Besonderes für uns.

In der Schule setzte sich die Hochachtung vor anderen Völkern, trotz der politischen Einseitigkeit, fort. Solidarität, die "Zärtlichkeit der Völker", wurde groß geschrieben, wir fieberten mit und spendeten für Vietnam, wir hassten den Pinochet-Putsch in Chile, wir lernten den Rassismus in Südafrika, den USA und auch in Israel zu verabscheuen. Und natürlich diskutierten wir auch die Berufsverbote in der BRD und erfuhren von Günter Wallraff,

wie die türkischen Gastarbeiter diskriminiert wurden. An den "Weltfestspielen der Jugend und Studenten" 1972 in Berlin sollte und wollte ich teilnehmen.

Niemals ging es dabei darum, dass oder ob die Menschen in den Ländern eine andere Hautfarbe oder Ethnizität hatten und/oder anders aussahen. Das war in meinem Umkreis kein Kriterium für die Beurteilung von Menschen. Und wenn, dann war es nur etwas Gutes. Wir liebten Huckleberry Finn und „Wer die Nachtigall stört“ und wir kannten Louis Armstrong, Martin Luther King, Angela Davis, Harry Belafonte und viele andere. Niemals wäre es mir in den Sinn gekommen, Völker oder Ethnien als solche als minderwertig anzusehen.

Soziale Abwertung war für mich weitgehend in der DDR nicht evident. Sie war auch nicht so offensichtlich. Obdachlose, Arbeitslose, Drogenabhängige und Prostitution gab es (für mich) in der DDR nicht.

Meine Mutter arbeitete viele Jahre in der "Ehe-, Familien-, und Sexualberatung", und so erfuhren wir von sozialen Problemen, die aber auch bearbeitet wurden. So erhielten z.B. kinderreiche Familien große Wohnungen. Ich muss aber benennen, dass es uns als Familie gut ging und ich wenig direkten Kontakt zu sozialen Problemen hatte.

Zur Homosexualität hatte ich in der DDR ein besonderes und positives Verhältnis.

In meiner Doktorarbeit untersuchte ich die hormonellen Einflüsse auf die Sexualverhaltensdifferenzierung bei Ratten. Diese mögliche Regulation bei Ratten führte dazu, dass ich Homosexualität immer als etwas Normales ansah. Öfter wurde ich auch von Homosexuellen angesprochen, weil ich ihnen gefiel. Ich habe das immer als ein Lob angesehen, obwohl ich selbst keine homosexuellen Erfahrungen habe.

Während meiner Zeit als Militärarzt bei der NVA war ich mitverantwortlich für Gutachten, mit denen Homosexualität als möglicher Grund für einen früheren Austritt aus der NVA von Längerdienenden bearbeitet wurde.

Ich fand es sehr gut, dass (sicher spät) 1989 der Film "Coming out" in der DDR herauskam, und ich war später entsetzt darüber, dass in der BRD Homosexualität bis 1994 offiziell strafbar war (§175), in der DDR wurde dieser Paragraph 1968 aufgehoben.

Welche Formen der Diskriminierung habe ich in der DDR kennengelernt?

Ich selbst war nicht Opfer einer politischen Diskriminierung in der DDR. Ich wurde konfirmiert, war in der FDJ und bekam die Jugendweihe. In der SED war ich nicht. Ich habe Medizin studiert und wurde Arzt.

Anmerken muss ich aber, dass ich unter Druck (nur dann würde ich Medizin studieren können) meine Unterschrift für einen dreijährigen Armeedienst gegeben hatte. Diese Unterschrift habe ich dann wieder zurückgezogen, ohne dass das Einfluss auf meine Möglichkeit zu studieren hatte. Wahrscheinlich hatte ich eine günstige Phase und wohlwollende Mitarbeiter im Wehrkreiskommando erwischt.

Welche diskriminierenden Gedanken hatte ich selbst in der DDR?

Die einseitige politische Erziehung konnte dazu führen, dass wir negative Meinungen zu Staaten hatten, die auch die Menschen mit einbezogen.

Nicht ausschließen kann ich das in der DDR z.B. für den israelischen Staat und seine Bürger. Ich selbst habe, auch gefördert durch meine Eltern, jüdische Kultur und Schriftsteller immer sehr geschätzt. So verbrachten wir mit meinem Vater eine ganze Woche im Jüdischen Viertel in Prag, und lange waren z.B. die Josephus-Trilogie von Lion Feuchtwanger und das Original von Flavius Josephus "Der jüdische Krieg" meine Lieblingsbücher. In der DDR wurde der Holocaust eindeutig verurteilt. Ein Beispiel, das mich damals sehr beeindruckt hat, ist Jurek Beckers Buch und der Film von 1974 "Jakob der Lügner". Dennoch würde ich eine politisch motivierte einseitige Sichtweise auf den Staat Israel und seine Menschen nicht ausschließen. Ebenfalls politisch motiviert war eine zeitweilige Abwertung von polnischen Menschen. Ich glaube, ich hatte damals das Gefühl, dass die Polen mit Solidarnosc den Sozialismus kaputt machen würden und dass dabei auch eine Unzulänglichkeit der Polen im Vergleich zu den Menschen in der DDR eine Rolle spielte. Um die Wende herum waren die Polen zumindest in Ostberlin sehr unbeliebt, weil von ihnen gesagt wurde, dass sie Wurstwaren im Osten billig einkaufen und in Westberlin gegen D-Mark wieder verkaufen würden.

Andererseits hatte und habe ich polnische Freunde und wir sind oft nach Polen in den Urlaub gefahren

Mit offener Diskriminierung kam ich in der DDR zum ersten Mal als Soldat der Nationalen Volksarmee der DDR (NVA) 1976 in Kontakt, als ein Stubengenosse aus Frankfurt an der Oder abfällig über Fidschis sprach. Das waren vietnamesische Gastarbeiter in der DDR. Der Begriff "Fidschis" und die assoziierte Abwertung waren damals für mich vollkommen neu. Gerade Vietnamesen waren in meinen Augen immer sehr hochstehend, weil sie es geschafft hatten, den Krieg gegen die USA zu gewinnen. Kurz nach der Wende erlebte ich dann, dass vietnamesische Straßenhändler im großen Ausmaß illegal mit Zigaretten handelten und von deutschen Jugendbanden gejagt wurden.

Nicht sicher bin ich bezüglich meiner damaligen Haltung zu sowjetischen Soldaten. Natürlich waren das unsere Freunde, und die Sowjetarmee war maßgeblich an der Befreiung Deutschlands vom Faschismus beteiligt. Aber wir sahen auch, dass es den sowjetischen Soldaten in der DDR viel schlechter ging als uns. So etwas kann leicht zu einer Abwertung führen. Ich sah sie als Jugendlicher beim Einkaufen im Armeeladen in Karlshorst und später als Armeearzt bei Manövern der NVA mit Truppen der Sowjetarmee in der DDR.

Russische und sowjetische Filme und Literatur gehörten dagegen schon immer zu meinen Favoriten, und ich bin noch heute froh, mit dem Erlernen von Russisch einen Zugang zu slawischen Sprachen zu haben.

Im normalen Leben war mir eine soziale Diskriminierung von anderen Menschen weitgehend fremd. Einmal sah ich nach einem Theaterbesuch bei den Berliner Festtagen einen Mann auf einer Parkbank liegen und kümmerte mich als Medizinstudent sofort und automatisch um ihn. Meine Begleiterin, sie studierte Kunstgeschichte, wollte mich wegziehen. Der sei doch nur besoffen. Diese Missachtung eines Menschen hat mich damals sehr betroffen gemacht. Heute, nach mehr als dreißig Jahren Bundesrepublik, bin ich es gewohnt, in Deutschland Menschen auf der Straße liegen zu sehen und liegen zu lassen.

Wesentliche Einschränkungen

Sicher spielt es eine Rolle, dass der Kontakt mit anderen Menschengruppen, seien es dunkelhäutige Menschen, Ausländer oder Flüchtlinge jetzt um ein Vielfaches größer ist als in der DDR. Wer weiß, ob ich diskriminierende Denkweisen, wie ich sie weiter unten

beschreiben werde, ansonsten nicht auch schon in der DDR hätte erwerben können. Nicht eingegangen bin ich auf die politische Diskriminierung in der DDR, die ich durch Hörensagen kennengelernt habe. So hatte beispielsweise meine Mutter als Tochter eines Drogeriewarenkaufmanns in den 1950er Jahren nicht Medizin studieren dürfen, und mein Vater erhielt über Jahrzehnte keine Professur, weil er nicht in die SED eintrat. Nicht eingegangen bin ich auch auf Erfahrungen, die ich bereits zu DDR-Zeiten in ärmeren Ländern wie Rumänien gemacht habe.

Erlebnisse um die Wende herum

Wie habe ich als DDR-Bürger vor und kurz nach der Wende selbst Diskriminierung erfahren?

Als DDR-Bürger war ich vor der Wende öfter damit konfrontiert, im Ausland als Deutscher zweiter Klasse angesehen zu werden, als jemand, der keine D-Mark hatte. Erlebt habe ich das bei touristischen Reisen nach Ungarn, Polen und in die Tschechoslowakei. Für mich meist nicht wichtig, aber doch Diskriminierung, war auch, dass man in der DDR ohne Westgeld nicht im Intershop einkaufen konnte.

Nach der Wende habe ich in der Bundesrepublik eine fest verwurzelte allgemeine Missachtung von nichtwestlichen Menschen erlebt. Bei einem Besuch bei Verwandten meiner ersten Frau in Hannover kam die Rede auf einen russischen Ingenieur. Die Frau des Ehepaares, die selbst nicht arbeiten ging, meinte anmerken zu müssen: "Was man so Ingenieur nennt in Russland." Ich widersprach ihr und verwies auf den ersten Sputnik, den ersten Menschen im All und auf die Raumstation Mir, die langjährig im All im Einsatz war, konnte aber ihre Meinung nicht ändern. Es waren nur Russen.

Meine ersten dienstlichen Reisen in die BRD hatten ebenfalls einen Nebengeschmack. Im Herbst 1990 war ich als Redner zu einem Kongress in München eingeladen und suchte in der Altstadt das Hotel "Bayerischer Hof". Ich lief damals recht alternativ mit Kutte herum, und die erste, wahrscheinlich wohlmeinende Person, die ich fragte, meinte, ob ich wirklich das sehr teure Hotel "Bayerischer Hof" in der Stadtmitte meinen würde. Eine weitere Person, die ich ansprach, war eine ältere Frau im Pelz mit viel Schmuck. Sie antwortete auf meine Frage, dass sie jetzt keine Zeit hätte, mir den Weg zu sagen. Diese Verweigerung einer Antwort war eindeutig abwertend. Ich hatte das Gefühl, in den Feudalismus zurückgeworfen worden zu sein.

Meine zweite Reise nach München war ebenfalls fachlicher Natur. Ich traf am Klinikum Martinsried der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU) einen Professor, mit dem wir wegen des Austausches eines Computerprogrammes zur Datenauswertung in Kontakt waren. Seine Sekretärin bemängelte mein nicht holzfreies Schreibpapier und war verwundert, dass ich nicht mit Bleistift, sondern mit Kugelschreibern schrieb. Ob wir so etwas in der „Zone“ denn schon hätten. Auf meine Nachfrage hin erklärte sie, sie sei noch nie in der Zone (=DDR) gewesen.

Einige Jahre nach der Wende besuchte der Chef der Deutschen Immunologischen Gesellschaft unser Institut. Er wollte uns dafür begeistern, dass wir in Ostdeutschland nun endlich die Chance hätten, ein Fähnchen für wissenschaftliche Erfolge in die Landkarte der Immunologie zu setzen. Es war nett gemeint, aber ich empfand es auch als Beleidigung. Die

Immunologie in Ostberlin hatte zu dieser Zeit mehr und bessere wissenschaftliche Veröffentlichungen als die Immunologie in Westberlin, und bereits vor der Wende hatten Wissenschaftler aus unserem Institut die Immunologie-Vorlesungen in Westberlin gehalten.

Entscheidend für den sehr guten Zustand unseres Institutes war sein langjähriger Direktor, welcher fachlich innovativ war und dem es gelang, viele Möglichkeiten und Freiheiten für das Institut und seine Mitarbeiter durchzusetzen. Dieser Institutsdirektor wurde 1994 durch den Berliner Senat aufgrund einer „Staatsnähe“ seines Amtes enthoben. Soweit ich weiß, war er wissenschaftlicher Konsultant beim Zentralkomitee der SED gewesen.

Wir haben versucht, mit Eingaben beim Senat gegen seine Absetzung anzugehen, wurden aber nur höflich darauf verwiesen, dass uns das nichts angehen würde. Daraufhin haben einige von uns unter anderem auch bei internationalen Kongressen unsere Vorträge mit einem Dia beendet, welches anhand dieses Falles die Diskriminierung von Ostdeutschen im Rahmen des Elitenaustauschs anprangerte.

Wieder einige Jahre später nach der Wende hatten wir in der Pharmafirma, in der ich arbeitete, eine Diskussion über Politik, und eine Arbeitskollegin aus den alten Bundesländern sagte zu mir voller Empörung: „Du wagst es, die DDR zu verteidigen?!“ Zur Wendezeit wäre ein derartiger pauschaler Angriff noch nicht denkbar gewesen.

Meine Antwort auf diese rhetorische Frage ist noch immer „Ja“, und das gilt für nicht wenige Bereiche. Es scheint ein Verbot zu geben, etwas Positives über die DDR zu sagen und damit auch bestehende Defizite in der BRD zu benennen.

Die heutigen Generationen werden sehr einseitig informiert und denken, alles ist prinzipiell gut so, wie es ist, und als Gesellschaftssystem „alternativlos“.

Welche Arten der Diskriminierung waren für mich neu nach der Wende?

Arbeitslosigkeit, Obdachlosigkeit, Drogenabhängigkeit, Prostitution und Pornographie habe ich in der DDR nicht erlebt. Das sind für mich alle Bereiche, in denen menschliche Entwürdigung in Kauf genommen wird. Bei meinen ersten Besuchen in Westberlin, z.B. am Bahnhof Zoo, war das für mich das Auffällige – und nicht die Einkaufstempel am Kurfürstendamm.

Für mich als humanistisch erzogenen Menschen war (und ist) das Schlimmste, dass diese Symptome als etwas Normales angesehen werden. Man hatte sich damit prinzipiell abgefunden, und man war und ist auch sehr bereitwillig darin, die betroffenen Menschen selbst dafür verantwortlich zu machen und sie abzuwerten.

Noch auffälliger als in Westberlin wurde das für mich bei meinen ersten Besuchen in den USA. Auf einer Kongressreise liefen wir mit einem Arbeitskollegen, einem Wissenschaftler aus den alten Bundesländern, in San Francisco über den Union Square. Er sagte, dass wir in diese Richtung nicht weitergehen sollten, „dort ist alles voller Penner“. Ich konnte diesen Kollegen recht gut leiden, aber diese Menschenverachtung habe ich ihm übelgenommen. Für mich waren und sind das Obdachlose.

Auch negativ interessant und pervers fand ich eine Begegnung mit einem vollkommen verwehrlosten und vermutlich krank auf der Straße liegenden Obdachlosen in New York zur Zeit des ersten Irak-Krieges der USA, der so stolz ein Abzeichen für „Wüstensturm“ hoch hielt und das Victory-Zeichen machte, als hätte er selbst etwas gewonnen.

Ich sehe die Akzeptanz der Entwürdigung von Menschen als eine Form der Diskriminierung an. Auch ich habe diese Akzeptanz in den Nachwendejahren erlernt. Auf meiner ersten dienstlichen USA-Reise hatte ich einmal den autofahrenden Arbeitskollegen gebeten, auf einer Highway-Abfahrt an die Seite zu fahren und zu halten, um einer bettelnden jungen Frau Geld zu geben. Mein Kollege hat mich kürzlich an diese Szene erinnert. Er sei damals sehr beeindruckt gewesen. Heute schaue auch ich sehr oft weg.

Eine Form der Diskriminierung, die ich noch nicht akzeptiert habe, ist die Diskriminierung der Arbeitenden und der Arbeit. Bereits der Begriff „Arbeitnehmer“ für diejenigen, die ihre Arbeitskraft geben, halte ich für eine Entwürdigung der Arbeitenden.

Eine weitere Entwürdigung ist für mich das Ansehen von Arbeit als bloßer „Job“. Das klingt nach nur Geld verdienen, nach sich verkaufen und verneint den Sinn-stiftenden Wert der Arbeit. Damit wird auch gesagt, dass Arbeitslose einfach nicht gut genug sind, um ihre Arbeitskraft auf dem Arbeitsmarkt verkaufen zu können. Es wird nicht mehr gesagt, dass ein System, das Arbeitslosigkeit erlaubt, ja sogar will, den Menschen einen Lebenssinn verweigert.

Letztlich will ich noch eine Art der für mich neuen Diskriminierung benennen, die meinen Beruf als Arzt betrifft. Für mich als Arzt sind Patienten als gleichwertig anzusehen. Es ist eine Beleidigung des ärztlichen Ethos, die Patienten danach unterschiedlich bzw. rechtzeitig oder viel später zu behandeln, welche Krankenversicherung, privat oder gesetzlich, sie haben, oder schlimmer noch, siehe USA, ob sie überhaupt eine Krankenversicherung haben.

Alle diese für mich damals neuen Diskriminierungen nehme ich jetzt üblicherweise hin, d.h., ich akzeptiere ihr Vorhandensein, ohne etwas dagegen zu tun, und bin damit mitverantwortlich dafür, dass es sie gibt.

Meine Zeit in der BRD

Mit dem Eintritt in die BRD änderte sich mein Umfeld, sowohl privat als auch beruflich. Einige Punkte habe ich bereits in den beiden vorigen Kapiteln angesprochen. Eine wichtige Änderung bezüglich des Kennenlernens von Diskriminierung ergab sich durch die neuen Kontaktmöglichkeiten.

Beobachtungen im familiären Bereich

Meine erste Frau arbeitete einige Jahre als Sozialbetreuerin in einem Frauenhaus, in das überwiegend türkische Frauen vor ihren Männern oder Brüdern flohen. Sie hat dort die Männer in türkischen Familien hassen gelernt, die ihre Frauen mit Gewaltandrohung oder Gewalt verfolgt haben, aber auch das häufige Zurückfallen der türkischen Frauen in die familiären Machtstrukturen.

Bei ihrer Arbeit als Sozialarbeiterin hatte sie später auch viel Kontakt mit Russlanddeutschen. Hier empfand sie die russischen Frauen als gierig und unersättlich im Vergleich zu den deutschen Sozialhilfeempfängern. Sicher hatte sie auch das Gefühl, dass es den Letzteren mehr zustehen würde als den Russlanddeutschen.

Mein Stiefsohn aus erster Ehe war ein begeisterter Basketballspieler. Häufig gab es Turniere, in denen Straßenmannschaften gegeneinander antraten. Es ist ihm wiederholt passiert, dass seine Mannschaft vor einem Spiel von Mitgliedern türkischer Mannschaften bedroht wurde,

dass sie umgebracht werden würden, wenn sie die türkische Mannschaft nicht gewinnen ließen. Dabei wurden auch Messer vorgezeigt. Nichts davon ist passiert, aber das führte natürlich zu Negativempfindungen.

Ich selbst hatte ebenfalls eine Negativerfahrung mit einer türkischen Kollegin, die nicht böseartig, aber als Tochter eines reichen Istanbuler Kaufmannes sehr, sehr clever war, was mich abstieß.

Letztlich haben wir uns als Familie dazu entschieden, in die Türkei in den Urlaub zu fahren, um unsere Vorurteile gegenüber türkischen Menschen abbauen zu können. Das ist auch gelungen.

Später habe ich (außer über Erdogan) nicht mehr negativ über Türken gedacht. Ein Besuch in Istanbul gehört zu meinen eindrücklichsten Urlaubserlebnissen, und im täglichen Leben ist es mir egal, ob jemand Türke ist. Bei uns im Zehn-Geschoss-Neubau wohnen viele Nationalitäten.

Nicht egal war es mir aber, als mir auffiel, dass die meisten Niedriglohn-Jobs in der Firma, in der ich gearbeitet habe, durch türkische Frauen oder Russlanddeutsche erfüllt worden sind. Ich habe die zunehmende Sorge, dass in Deutschland, wie in den USA, die Herkunft und Hautfarbe fast ausreichend sind, um den Lebensweg vorzudefinieren.

Meine jetzige Frau hat mir berichtet, dass bei Polizeikontrollen, die sie in Zügen der Deutschen Bahn erlebt hat, fast ausschließlich Menschen mit einer nicht-hellen Hautfarbe kontrolliert worden sind („Racial Profiling“).

Meine damals siebenjährige Tochter hat mir einmal erzählt, dass sie einen Jungen in ihrer Klasse nicht mag, weil er eine dunkle Hautfarbe habe. Woher kam dieser Gedanke?

Auf unsere Nachfrage, ob sie denn denke, dass eine dunkle Hautfarbe etwas Schlechtes sei, wick sie auf andere Begründungen aus, die durchaus stimmen konnten, aber in ihrem Kopf waren die Aussagen verlinkt. Jetzt geht sie aufs Gymnasium. Auffallend ist der geringe Anteil von türkischen und dunkelhäutigen Kindern.

Nun möchte ich aber auch über Positivbeispiele in der Familie sprechen.

Alle meine Kinder in der jetzigen Familie hatten zumindest zeitweise beste Freunde oder Freundinnen, die aus anderen Kulturen stammten, aus China, aus Vietnam, aus dem Iran, ich kann mir nicht alle merken. Ich habe mir abgewöhnt, mir dabei irgendetwas zu denken, sondern frage nur noch interessehalber danach. Ich kann mir sehr gut vorstellen z.B. eine asiatische Schwiegertochter zu bekommen (danach sieht es derzeit aus).

Auch beruflich war es in den letzten Jahrzehnten vollkommen normal für mich, mit Kollegen und Kooperationspartnern aus anderen Nationalitäten zusammenzuarbeiten, aus den USA, aus Griechenland, Portugal, Italien, China, Japan, Indien, Pakistan und Israel. Über das Interesse an der Kultur und am Weltgeschehen hinaus ist die Nationalität oft kein Thema mehr für die Interaktion mit einem Menschen.

Insbesondere in den letzten Jahren sind Themen wie die nicht-binäre Sexualität in das öffentliche Interesse gerückt. Meine neunzehnjährige Tochter lebt in einem Umfeld, in dem es normal ist, neue Kontakte als Erstes nach dem Namen zu fragen und danach, wie, d.h. als was, sie gerne angesprochen werden möchten. Ich bin dabei, diese Denkweisen verstehen zu lernen und ihre diversen Freunde einfach als Menschen zu akzeptieren.

Wie habe ich Diskriminierung in meinen beruflichen Kontakten nach der Wende erlebt?

Erlebnisse in den USA

Bereits erwähnt habe ich dienstliche Reisen, z.B. in die USA. Hier war ich recht oft, und das Bild, das ich habe, ist sicher unvollständig, aber in seinen Wiederholungen schlüssig. Es wurde auch für mich zu etwas Normalem, dass die meisten Obdachlosen in den USA eine dunkle Hautfarbe haben und dass Billiglohnarbeiten (z.B. Parkplatzwächter, Straßenarbeiter, Pförtner, Cable car-Fahrer) in den Städten ebenfalls meistens durch dunkelhäutige Menschen oder Menschen mit hispanischem Hintergrund geleistet werden.

Das Gleiche galt auch für Sekretärinnen, Pförtner, Küchenangestellte in den US-amerikanischen Zweigstellen des Pharmakonzerns, für den ich gearbeitet habe.

Im Unterschied dazu gab es bei den vielen Wissenschaftler- und Manager-Arbeitskollegen, zu denen ich Kontakt hatte, sehr wohl auch Asiaten, aber nur sehr wenige dunkelhäutige Personen. Ebenso waren auf internationalen Kongressen, sicher auch bedingt durch die Armut vieler Herkunftsländer, schwarze Menschen nur wenig vertreten.

Zusammenfassend wurde ich durch die eigene Umwelt daran gewöhnt, dass niedrigere Arbeiten in den reichen Ländern meist von Nicht-Weißen geleistet werden, während Wissenschaftler und Kooperationspartner meist „kaukasischer oder asiatischer“ Abkunft sind. Es mag viele Gründe dafür geben, aber natürlich führen derartige Erfahrungen zu diskriminierenden Anschauungen.

Erlebnisse in Israel und mit israelischen Bürgern

Sehr auffällig für mich war die möglicherweise mehr emotionale als faktische Diskriminierung von Arabern, die ich bei meinen Reisen nach Israel und bei Gesprächen mit israelischen Kooperationspartnern kennengelernt habe.

Einmal fuhren wir im Rahmen eines Kongresses in Jerusalem mit dem Bus zum Rockefeller Museum (ehemals Palestine Archaeological Museum) in Ost-Jerusalem, um uns die Schriftrollen aus den Höhlen am Toten Meer anzusehen. Die jüdische Fremdenführerin, eine sehr schöne und kultivierte Kunstwissenschaftlerin aus Chicago, erzählte uns im Bus die Geschichte der Qumran-Handschriften. Dabei wurde sie durch die abendlichen Muezzin-Rufe gestört und sagte: „And this terrible noise is ongoing five times a day!“ Wie kann man eine Kulturwissenschaftlerin sein, die die jüdische Kultur sehr gut kennt und enthusiastisch vermitteln kann, und gleichzeitig eine andere Kultur so missachten?

Diese Voreingenommenheit gegenüber den Arabern habe ich in Israel oft erlebt. Kooperationspartner aus Tel Aviv fragte ich bei einem abendlichen Treffen, ob denn auch Araber bei ihnen in der Firma arbeiten würden. „Natürlich nicht“, war die Antwort. Auch die Frage, ob es ein gemeinsames Schulsystem mit Arabern gäbe, wurde als offensichtlicher Unfug verneint. Aber wahrscheinlich gäbe es an den Universitäten in Israel auch ein paar arabische Studenten. Diese Aussage spiegelt die emotionale Diskriminierung wider, ist aber möglicherweise nicht mehr korrekt. Laut verschiedener Internetquellen ist das

Hochschulstudium von arabischen Israelis, die etwa 20 Prozent der Bevölkerung Israels ausmachen, in den letzten Jahren stark gefördert worden.

In meiner Unterhaltung mit einer jüdischen Israelitin, in der es auch um den Holocaust ging, habe ich gesagt, dass ich die gesprochene hebräische Sprache sehr schön fände. Ihre Antwort war, das stimme wohl, aber für sie gäbe es das Problem, dass das Hebräisch dem Arabischen zu ähnlich sei. Eine gemeinsame Herkunft der beiden Sprachen als eine mögliche Ursache dafür verneinte sie als abwegig, obwohl diese belegt ist, wie ich später erfuhr.

Entsetzt war ich, als ich erfuhr, dass Netanjahu 2019 mit dem neuen Nationalstaatsgesetz Israel als ausschließlich einen „Staat der Juden“ definiert und Hebräisch zur nunmehr ausschließlichen Nationalsprache (zuvor auch Arabisch) erklärt hat. In den israelischen Ausweisen steht, ob man Jude oder Araber, nicht, dass man israelischer Staatsbürger ist.

In einem Projekt arbeitete ich mit einer Kollegin aus Israel über Jahre per Videokonferenzen und Telefonaten eng zusammen. Ich mochte sie und wir unterhielten uns manchmal auch privat. Als ich in den Vorruhestand ging, habe ich sie nach einem Bild von sich gefragt, um mich besser an sie erinnern zu können. Ich habe sie nicht persönlich kennengelernt, und in Konferenzen hatte sie als Einzige immer die Videofunktion deaktiviert. Sie schickte mir ein Foto an meine private E-Mail-Adresse. Das Bild zeigt eine hübsche arabische Frau mit Kopftuch. Ich war betroffen, dass sie dieses Bild einer arabischen Israelitin auf keinen Fall allen hatte zeigen wollen.

Die Diskriminierung von dunkelhäutigen Menschen in den USA und von Arabern in Israel habe ich erlebt, war aber niemals in der Gefahr, das Gedankengut zu übernehmen.

Erlebnisse auf sonstigen Reisen

Interessant fand ich, dass derartige diskriminierende Gedanken bezüglich der Hautfarbe sofort verschwinden können, wenn man in ein neutrales Umfeld kommt.

So waren wir wiederholt in Staaten im Urlaub, in denen eine dunkle Hautfarbe nicht mit einer Diskriminierung assoziiert war. Nennen kann ich hier Kuba und Tobago. Als wir Anfang der Neunzigerjahre Kuba besuchten, es war eine Zweiwochen-Tour mit einem Mietwagen, gab es dort Hautfarben in allen Tönungen, und wir haben es nicht einmal mehr bemerkt, ob Personen eine hellere oder dunklere Haut hatten. Allerdings sollen zunehmende ökonomische Probleme in den letzten Jahrzehnten auch zu einer Benachteiligung von Afrokubanern geführt haben.

Ebenso kamen wir gar nicht auf die Idee, bei Urlauben in Tunesien, Marokko, Ägypten oder Indien die Menschen dort geringer zu schätzen, weil sie eine nicht-weiße Hautfarbe hatten.

Speziell auf einer Kongressreise in Indien, der sich ein zweiwöchiger Urlaub mit Trampen und Wandern durch das Land anschloss, habe ich aber eine andere Art der Diskriminierung in einer ausgeprägten Form mit ansehen müssen. Das Kastensystem kann dort Menschen sehr demütig machen. Ich habe in einem Dorf im Himalaya erlebt, dass es nur ausgewählten Indern erlaubt war, uns europäische Gäste im Innenraum des Gasthauses anzuschauen. Die anderen drängten sich vor der Tür. Als wir mit einem Jeep aus dem Gebirge fuhren, sah ich, wie drei dünne Inder, welche mitfahren wollten und bereits sehr beengt im Jeep saßen, wieder heraussprangen, um einer dicken, reichen Frau, welche viel zu spät kam, den Platz freizumachen. Das Schlimme war, dass die Benachteiligten die Zurücksetzung als normal anzusehen schienen.

Diskriminierung von Völkern und Religionen im öffentlichen Bewusstsein

Ich bin mir sicher, dass es im Bewusstsein der Deutschen „Herrenvölker“ gibt, sie wären auch gerne eines davon. Zu den Herrenvölkern zählen die US-Amerikaner, die Briten, die Japaner und eben irgendwie auch die Deutschen. Früher waren auch die Portugiesen, Spanier, Franzosen, Schweden, Holländer, Dänen, Österreicher und Italiener einmal stark. Nicht so gut und wertvoll sind dagegen die Balkanvölker, z.B. die Rumänen, aber auch die Polen, die Russen, die Türken, die Araber, Afrikaner ganz allgemein und die Chinesen.

Die Russen sind in der aktuellen öffentlichen Darstellung sogar zu dumm, um einen Aggressionskrieg zu führen. Die Amerikaner dagegen waren immer sehr effektiv darin, ob in Vietnam, im Irak, in Grenada, in Panama, in Jugoslawien und Bosnien oder in Afghanistan.

Nicht ganz überraschend war es für mich, dass Japaner, die bei uns in der Firma arbeiteten, Chinesen als minderwertig, aber leider pandemisch ansahen, und das, obwohl die japanische Kultur zumindest zum Teil (z.B. die Schriftzeichen) aus der chinesischen Kultur entstanden ist. Bei dieser Abwertung spielt sicher eine Rolle, wie stark die Unterdrückung, Prostitution und Tötung von Chinesen im zweiten Weltkrieg durch die Japaner als etwas Normales angesehen wurde.

Die Chinesen sind nun leider doch nicht dumm, aber sie sind gefährlich. Wer ist es gewesen? Die Chinesen, die Chinesen, die Chinesen.

Als Vertreter einer großen chinesischen Wirtschaftsdelegation, die auch die Bundeskanzlerin Angela Merkel besuchte, auch in unseren Pharmakonzern nach Berlin kamen, wurden wir von den Konzern-internen offiziellen Betreuern darauf hingewiesen, dass die Chinesen geistiges Eigentum stehlen würden und wir alles unter Verschluss halten sollten. Ich kommentierte das mit dem Ausspruch „Waiting for the barbarians“ nach Coetzee, und fand allgemeine unwissende Zustimmung. Keiner verstand die Ironie bzw. den Zynismus. Es war das reine Vorurteil. Die Abteilung war spezialisiert auf automatisierte RNA-Interferenz-Zellexperimente, auch wir verstanden nur Einiges davon, und die Delegation ging nur auf dem Flur an den offenen Türen vorbei.

Bei den Weltreligionen sind das Judentum und das Christentum die wertvollen. Hinduismus, Buddhismus und Taoismus sind in Deutschland nicht so stark im öffentlichen Bewusstsein. Nicht so der Islam. Der Islam gilt als rückständig, terroristisch und gefährlich. Mir persönlich ist nicht bekannt, dass Staaten mit vorherrschender christlicher oder jüdischer Religion weniger aggressiv wären und weniger Kriege führen würden als andere. Dennoch ist der Antiislamismus etwas Normales, das Kopftuch muss nach Meinung vieler Deutscher weg aus dem öffentlichen Leben, Kippa und Kreuze natürlich nicht.

Aus meiner Sicht gibt es derzeit aber nicht nur eine Diskriminierung von bestimmten Religionen, sondern auch eine Diskriminierung von Religionsfreiheit im Sinne der „Freiheit von Religion“. Kreuze in öffentlichen Gebäuden (u.a. entgegen dem Urteil des Verfassungsgerichtes von 1995) beschneiden die Religionsfreiheit also im doppelten Sinn.

Erstaunlicherweise kann man Menschen auch noch danach klassifizieren, ob sie Ausländer, Einwanderer oder Flüchtlinge sind. Das könnte sogar dazu führen, dass die oben genannten Einordnungen nach Herren- und nicht so wertvollen Völkern und nach validen und gefährlichen Religionen überkommen werden. Allerdings haben wir dafür noch kein Beispiel in den letzten Jahren. Die meisten Flüchtlinge waren arabischer Herkunft oder kamen aus dem Balkan oder slawischen Staaten. Es fehlt uns noch ein Beispiel, wie wir mit britischen

Flüchtlingen umgehen würden, die uns zumindest „ebenbürtig“ (dieses Wort kommt von gleich hoher Geburt) sind. Mit dem Brexit bekommt man zumindest das Gefühl, dass die o.g. Kategorien wie Ausländer und Einwanderer auch dann für eine Diskriminierung greifen würden.

Sonstige Erlebnisse in Deutschland

Bereits erwähnt habe ich, dass auch in Deutschland die „niederen Arbeiten“ heutzutage überwiegend durch Mitbürger ausländischer Abstammung geleistet werden. In meiner Firma, einem großem Pharmaunternehmen, waren das überwiegend Türken und Russlanddeutsche, die bei Fremdfirmen angestellt waren.

In Unterhaltungen mit einer älteren russlanddeutschen Reinemachfrau erfuhr ich von der Ausbeutung, die sie erleiden. Sie dürfen nicht die volle Stundenzahl, die sie leisten, abrechnen, und das galt bereits vor der Einführung des Mindestlohnes in Deutschland. Einmal, als die schon beinahe alte Frau sich den Arm brach, durfte sie sich nicht krankschreiben lassen, sondern musste ihren Jahresurlaub nehmen, um die Arbeitsstelle nicht zu verlieren. Diesen Tatbestand habe ich direkt persönlich mitbekommen. Die Frau war jedoch nicht zu einer offiziellen Aussage bereit. Mein damaliger Vorgesetzter hat eine Sonderzahlung zu Weihnachten initiiert, und ich war zufrieden.

Sehr gut in Erinnerung sind mir Diskussionen mit westdeutschen Arbeitskollegen zu Themen, die aus meiner Sicht viel mit Diskriminierung zu tun haben.

Eines davon ist die Aussage, dass ich die Thesen von Thilo Sarrazin nicht einfach ablehnen dürfe, ohne sein Buch gelesen zu haben. Gerade als Wissenschaftler müsse man damit umgehen, dass es Unterschiede im Intellekt und in der kreativen Arbeit geben könne, die dazu führen könnten, dass eine „Überfremdung“ in Deutschland zu Deutschlands Niedergang beitragen könnte. Der Kollege, der diese Ansichten vertrat, war intelligent und ein kritischer Denker und stand sozusagen in der Mitte der westdeutschen Gesellschaft.

Für mich erstaunlichen Meinungen bin ich auch in meinem direkten Arbeitsumfeld (sehr gut bezahlte Wissenschaftler) im Hinblick auf den Mindestlohn begegnet. Hochdotierte Manager sagten, dass es in Deutschland keinen Mindestlohn geben dürfe, weil damit die deutsche Ökonomie in den Abgrund getrieben werden würde. Argumente zu anderen Staaten mit Mindestlohn, u.a. den U.S.A., bewirkten kein Umdenken. Es wurde (und wird auch heute noch teilweise) als normal angesehen, dass Menschen in Deutschland von ihrer Vollzeitarbeit nicht leben können.

Natürlich gibt es neben sozialer Diskriminierung auch politische Diskriminierung in Deutschland. (Ich möchte noch einmal betonen, dass ich auf die politische Diskriminierung in der DDR in meinem Text nicht eingehe.)

Erstmals erlebt habe ich das kurz nach der Wende bei einem längerem Arbeitsaufenthalt in Konstanz. An einem Sonntag gab es auf einen Platz eine größere NPD-Veranstaltung mit Transparenten und Werbepostern. Die Polizei war begleitend vor Ort. Aktiv wurde sie erst, als eine Gruppe von linken Gegendemonstranten auf den Platz kam. Ein Polizei-Team mit Handkameras filmte demonstrativ das Gesicht jedes Einzelnen von ihnen. Damals hatte ich das Gefühl, in einem rechten Staat, nicht in einem Rechtsstaat, gelandet zu sein.

Ebenfalls hautnah habe ich das bei Demonstrationen auf der Karl-Marx-Allee in Berlin Mitte/Friedrichshain, für die wir direkte Anwohner sind, erlebt. Zu Zeiten des Corona-Lockdowns gab es dort an den Freitagabenden wöchentliche Demonstrationen von Querdenkern mit

entsprechenden Slogans. Die Demonstranten riefen z.B. Thesen wie: „Enkel, besucht Eure Großeltern! Es gibt kein Corona“ und hielten selbst weder Masken- noch Abstandspflicht ein. Diese z.T. recht großen Demonstrationen wurden von der Polizei freundlich begleitet. Kleine gewaltfreie Gegendemonstrationen (deren einer ich mich einmal anschlossen habe) wurden dagegen durch die Polizei im Zugang kontrolliert und (berechtigt) mit Maskenpflicht belegt und beschränkt.

Ganz anders als mit den Querdenkern ging die Polizei mit (in diesem Fall ebenfalls gewaltfreien) linken Demonstranten im Friedrichshain um, die gegen die Aufhebung des Mietendeckels in Berlin demonstrierten. Meine Tochter, die die Szene kennt, berichtete uns sehr aufgeregt, dass Polizisten bei der Auflösung der Demonstration ein Mädchen neben ihr geschlagen und getreten haben.

Ich fragte später eine mir bekannte Polizeikommissarin, woher diese unterschiedliche Behandlung von Demonstranten kommen würde. Sie sagte, dass das nicht die Schuld der einzelnen Polizisten sei, sondern dass diese den Befehl „Demonstration begleiten“ oder „Demonstration auflösen“ bekommen würden. Ich fand die Bestätigung eines höheren polizeilichen Willens bei der Ungleichbehandlung von Demonstrationen unterschiedlicher politischer Couleur sehr bedenklich, nehme jedoch an, dass einzelne Polizisten zusätzlich für ihre Brutalität gegenüber missliebigen Personengruppen selbst verantwortlich sind.

Wie sehe ich mich selbst heute?

Ich glaube nicht, dass ich ein Rassist bin, aber ich glaube, dass ich diskriminierende Denkweisen übernommen und/oder selbst entwickelt habe.

Beispiele für diskriminierende Denkweisen

Ich ertrage Arbeitslosigkeit, Obdachlosigkeit und Prostitution in Deutschland, ohne etwas dagegen zu unternehmen. Ich selbst bin Konsument von Pornographie, die ich in der DDR noch abgelehnt und verachtet habe. Ich ertrage die soziale Verachtung, denen die Empfänger von Hartz IV (jetzt Bürgergeld) in Deutschland ausgesetzt sind. Ich unternehme wenig dagegen, dass es in der Welt Multimilliardäre gibt und Verhungernde.

In einer vollen U-Bahn kann ich es durchaus als unangenehm empfinden, wenn alles um mich herum eine andere Sprache spricht. Schlechtes Englisch geht mir nur auf den Geist, aber gegen slawische Sprachen wie Russisch, Ukrainisch und Polnisch habe ich derzeit eine innere Abwehr entwickelt, obwohl ich vollkommen einsehe, dass Deutschland Flüchtlinge, egal von welchem Krieg (!) aufnehmen muss. Sicher denke ich, dass die Nato eine Eskalation mitverursacht und billigend in Kauf genommen hat, aber letztlich ändert das nichts an der Not der Menschen. Größere Ansammlungen von anders aussehenden jungen Männern machen mich misstrauisch. Ich weiche ihnen lieber aus. Ebenso stoßen mich derzeit militärische Kleidungsstücke ab.

Ich bin nicht konform mit dem Gendern und habe es bisher noch nicht aktiv angewandt, obwohl ich es per se richtig finde. Aber ich lerne zunehmend den Feminismus zu verstehen. Ich glaube, dass „Mann“ und ich viele Ungerechtigkeiten akzeptieren, weil sie „in die richtige Richtung gehen“, d.h., uns selbst zum Vorteil und nicht zum Nachteil gereichen. Zunehmend sehe ich Frauen und Männer einfach als Menschen, die, wie alle Menschen, die gleichen Rechte haben müssen. Nicht die Notwendigkeit, sondern nur der Weg zur Gleichberechtigung lassen sich noch gültig diskutieren.

Allerdings finde ich ein „Herumspielen“ mit der eigenen sexuellen Identität bei Jugendlichen gefährlich, obwohl ich überhaupt kein Problem damit habe, dass die Sexualität nicht binär ist und dass das auch im normalen Leben akzeptiert werden muss. Immerhin habe ich meine Doktorarbeit über die Regulation der Sexualverhaltens-Differenzierung geschrieben.

Ein Herumspielen mit der sexuellen Identität habe ich selbst indirekt erlebt, als meine Tochter einen Übernachtungsgast einmal als eine „sie“ ankündigte, die jedoch phänotypisch ein Mann sei, und etwa vier Wochen später den gleichen Menschen als einen „er“ benannte, da die Person jetzt doch wieder ein Mann sein wolle.

Eigentlich denke ich, dass alles oder zumindest vieles erlaubt sein muss, solange es keinem schadet, fürchte aber, dass zu viel Instabilität in diesem Bereich auch eine Mode sein kann, die zu falschen Entscheidungen mit unwiderruflichen Folgen führen kann, und dass sie manchmal nur andere Probleme überdeckt und Scheinlösungen anbietet.

Positivbeispiele

Ich mag die Vielfalt der Menschen in den Schulklassen von meinen Kindern. Ich kann nicht alle vertretenen Nationen aufzählen.

Ich finde es interessant und vollkommen o.k., dass meine Kinder Freunde mit anderer Herkunft haben. Es stört mich nicht, dass mein 21-jähriger Sohn eine sehr feste Beziehung zu einem Mädchen mit vietnamesischer Abstammung hat. Wenn er sie heiraten würde, wäre das einfach nur in Ordnung für mich, und wir hätten die Chance, mehr über eine andere Kultur zu lernen.

Relativ wenige Kontakte und Erfahrungen habe ich außerhalb von Reisen bisher mit dunkelhäutigen Menschen, aber ich hoffe, dass es mir mit ihnen genauso gehen würde.

Ich finde es auch in Ordnung, dass meine mittlere Tochter queere Freunde hat, würde aber nicht so weit gehen zu sagen, dass ich mich darüber freuen würde, falls sie keine Kinder haben würde.

Ich finde es sehr gut, dass es heute zumindest offiziell in der BRD die Anschauung gibt, dass alles in Ordnung ist, was keinem (anderem) schadet, Patchwork-Familien, nicht binäre Geschlechteridentitäten, Homosexualität, Multikulti usw. usf. Es gibt derzeit eine große Freiheit bei den progressiv Denkenden, die ich liebe.

Ich kenne und akzeptiere Arbeitslose und Hartz IV-Empfänger als Menschen, habe aber oft das Problem, dass ich vieles als verschenkte Lebenszeit ansehe, mit Ursachen in der Gesellschaft und auch in den einzelnen Personen.

Wichtige Einschränkungen

Weiterhin nicht hinnehmen kann ich die generelle Akzeptanz sozialer Missstände und der Entwürdigung des Menschen im Kapitalismus. Und dabei habe ich immer vor Augen, dass es uns hier sehr gut geht und die schwersten Folgen und die brutalste Diskriminierung woanders zu sehen sind.

Nicht gut finden kann ich natürlich auch die Einseitigkeit in den Medien und in der Politik der BRD, unter anderen das Tolerieren und die Unterstützung von ungerechten Kriegen und Aggressionen der Verbündeten. Selbst Diskriminierung und Rassismus sind für uns kein

Problem, wenn wir Interessen haben, die einer Ablehnung oder Sanktionen entgegenstehen. Wir tolerieren jeden Krieg und jede Annexion von denen, die wirtschaftspolitisch auf unserer Seite sind, wir verhängen Sanktionen gegen Staaten, die wir bekämpfen wollen.

Ich erinnere mich nicht an Sanktionen gegen Israel wegen des dortigen Rassismus und der aggressiven Außen- und Innenpolitik oder gegen die USA wegen des Vietnamkrieges (1964-1975), des Überfalls auf Grenada (1983) oder Panama (1989), der beiden Irakkriege (1991 und 2003), der Bosnien- und Jugoslawien-Kriege (1992 und 1999) oder des Krieges in Afghanistan (2001). Hier leisteten wir teilweise logistische und praktische Unterstützung.

Zur Begründung werden uns Informationen vorenthalten oder wir werden einseitig informiert. Länder, die wir unterstützen, haben positive Eigenschaften. Länder, die wir bekämpfen, sind durchweg böse und gefährlich. Beispielhaft werden zunehmende globale Bestrebungen von China nicht unberechtigt als Aggressivität beschrieben, das Gleiche, u.a. mit horrenden Militärausgaben schon längst etabliert von Seiten der USA, wird dagegen als berechtigt dargestellt.

Für die Beschreibung der Welt und damit die Bildung bzw. die Manipulation von Meinungen gibt es in den zentralen Medien von Deutschland einen normierten wertenden Sprachgebrauch, welchen man auch als Diskriminierung beschreiben könnte. Allerdings ist das für mich, der ich aus der DDR stamme, natürlich kein neues Phänomen, und sicher ist das Ausmaß der Einseitigkeit heute geringer als damals. Eine Analyse kann ich hier nicht leisten.

Ich nehme und habe Anteil an Diskriminierung

Aus Anlass des Textes, dessen Thema ich selbst gewählt hatte, musste ich mich mit der Diskriminierung als Teil auch meines Lebens auseinandersetzen.

Insgesamt hatte ich es in meinem Leben einfacher als andere Ostdeutsche, da ich die Wende ohne wesentliche soziale Probleme überstanden habe. Ich war nicht in der Partei (SED), ich wurde nicht arbeitslos, und ich konnte entsprechend meiner Qualifikation erfüllt leben. Für mich gibt es keinen Grund für eine große persönliche Wut, die bei vielen Ostdeutschen eine Ursache für die Diskriminierung von vermeintlich Schwächeren ist.

Dennoch bin ich sicher, dass ich das Thema auch ausgewählt habe, um meiner noch immer vorhandenen sozialen Wut über von vielen akzeptierte Diskriminierungen in der BRD Ausdruck zu verleihen. Vieles, was hier als normal empfunden wird, wurde in der DDR nicht so gesehen und ist auch aus meiner heutigen Sicht noch immer eine klare Diskriminierung und Entwürdigung von Menschen.

Darüber hinaus habe ich es unter dem ständigen Einfluss der Medien gelernt, Gruppen von Menschen als minderwertig oder gefährlich anzusehen, auch gegen meinen Willen. Das schmerzt mich und hat mich zu dieser Betrachtung über Diskriminierungen in meinem Leben verleitet. Das ist mir sicher nur unvollständig anhand von Beispielen gelungen.

Ebenfalls nicht unerwähnt lassen möchte ich aber noch einmal, dass ich über viele Entwicklungen in der BRD glücklich bin. Ich mag die jetzige Freiheit im fortschrittlichen Denken in Bezug auf Gleichberechtigung, Sexualität, Minoritäten und vieles andere, wenn ich auch anmerken muss, dass zum Zeitpunkt der Wende die DDR wesentlich fortschrittlicher als die damalige BRD war. Trotzdem denke ich manchmal, dass die BRD, wäre sie kein kapitalistisches Land, ein gutes Land sein könnte.